

bolschewistischen Rußland ausgegebenen Schlagwort gefügig erweisen –
daß man in der Masse aufgehen müsse, daß man keine Differenz
mehr treiben dürfe und daß das

Neue Rundschau Juni 28

2
BEKENNTNIS DES ROMANDICHTERS

Über meine Rulandserie

Neue Rundschau 1928
von

Das Leben ist kurz, und wenn man sich, wie heute bei uns gefordert wird, der Lehre anschließt, daß wir auf unser seelisches Eigenleben verzichten sollen, um alle Energie der Lösung der Frage der besten Gesellschaft zuzuwenden, dann verlangt man eine Umstellung vom Europäer, die nur Menschen mit asiatischem, vorwiegend ethischem Einschlag möglich ist. Ich habe wie andere auch der Zeit meinen Tribut entrichtet und den Versuch gemacht, in Reih und Glied unter einer programmatischen Fahne zu marschieren.

Eines Tages entdeckte ich, daß bei diesem Tempo, diesen Diskussionen, dieser fanatischen Eindimensionalität sozusagen, dem wirklichen Fortschritt nicht gedient ist – daß der Welt noch immer am besten dient, wer bei sich anfängt. Gestalte dich, und du wirst beispielhaft und impulsgebend wirken.

Seither gelte ich bei den Anhängern des unentwegten Kurses als „Verderber der Jugend“, weil ich nämlich vor dem Radikalismus, dem Glauben an die Regulierbarkeit der Welt durch den logischen Vorstoß warne. Kurz, weil ich ein Irrationalist geworden bin. Folgerichtig hat ein anderer meiner früheren Freunde meine Wendung zur Goetheschen Selbsthilfe „gebrandmarkt“.

H. Ande

Aber es könnte den Anschein erwecken, als hätte ich meine Romane auf Grund eines vorher ausgedachten Programms des Individualismus geschrieben. Das Gegenteil ist der Fall, ich habe sie mit dem Instinkt geschrieben, um meine unbewußten Triebe bewußt zu machen. Und ich philosophiere hier nachträglich auf die Situation, auf das Vorliegende.

Dies anerkannt mag man sagen, meine Rulandserie, deren Abschluß durch den fünften Band „Freund aller Welt“ den Anlaß zu diesen Ausführungen gibt, sei die Geschichte eines Individuums. Eines Individuums,

das, ohne in die Welt hinüberzuströmen, sich selbst behauptend, mit der Zeit fertig wird.

Es sind also Romane der Kristallisation, nicht des Aufgehns, der Freiheit, nicht des Leidens; des Architektonischen eher als der Musik; des Aristokratischen, nicht des Proletarischen, auch kaum des Demokratischen, obwohl ich es immer insofern mit dem Demokratischen gehalten habe, als ich grundsätzlich fordere, daß die Unterschiede unter Menschen, die es gibt, nicht in die grundlegenden Sätze aufgenommen werden – in die vielmehr der Satz gehört, daß für jeden der Aufstieg frei sein muß, damit er teilhabe und eine neue aristokratische Haltung bilden helfe.

Es wäre mir leicht, mich auf die Seite der Hasser der Demokratie zu stellen und gegen die verfluchte Egalité zu reden. Aber ich wußte immer, was man in praxi dann ist: Kamerad jedes reaktionären Scharfmachers. Ein glücklicher Instinkt hat mich davor bewahrt, es je mit dem formalen Aristokratismus zu halten: ich halte es mit dem wirklichen, der übergesellschaftlich ist, und – hier meine Definition – darin besteht, daß der Mensch mit seiner Lage, seinen Schicksalen und seinen Ideen fertig wird, statt sich beredt zu entblößen, selbst ans Kreuz zu schlagen und vor dem Tode in die Knie zu brechen.

Flake bei

Mein Ruland geht durch fünf Bände. In „Eine Kindheit“ als heranwachsender Knabe. In „Ruland“ ums siebenundzwanzigste Jahr. In „Der Gute Weg“ und in „Villa U. S. A.“ ist er abwesend in der Ferne Asiens. In „Freund aller Welt“ tritt er als zweiundvierzigjähriger Mann auf, der nach Europa zurückkehrt und seinen Platz sucht.

Man kommt nicht ohne Symbole aus. Sie ergeben sich von selbst. Ruland hat sein Symbol und seine Wahlfigur: den Chidher aus der Rückertschen Parabel, den „ewig Jungen“, der alle fünfhundert Jahre desselben Weges gefahren kommt und alles verändert findet, nur er derselbe. Diese Figur des Chidher hat mich von je beschäftigt, schon auf der Schule, ohne daß ich bis heute Gelegenheit gehabt hätte, mich um ihre Herkunft zu kümmern. Jedenfalls stammt Chidher aus dem Orient und ist, als Wanderer aus Natur und Gnade, ein Gegenstück zu Ahasver, dem ewigen Wanderer aus Zwang und Fluch.

Umschwebt diesen das ewige Döster, so jenen das ewige Morgenrot des neuen Tages. Es fehlen ihm so freilich die spezifisch menschlich-seelischen

Züge, zumal der des Leides. Aber als Symbolfigur gewählt, nimmt er eben dadurch, daß er nicht leidet, seelische Züge an; sobald man nämlich sagt: er will nicht leiden. Er will also Herr werden über den Leidensstoff des Lebens, nicht erliegen, seine Spannkraft bewahren. In dieser Hinsicht hat er Verwandtschaft mit dem Wikinger als Idee.

Auch wenn Ruland nicht zu der Figur des Chidher hinüberdächte, wäre er Träger eines Mythos. Er ist das durch seine Existenz, durch die inneren Gesetze, die sein Schicksal bestimmen. So weit gedieh das Verständnis meiner Kritiker noch nicht bis heute, daß einer gesagt hätte: hier handelt es sich um einen modernen Mythos.

Vielleicht, wenn ich mir vor fünfzehn Jahren, als ich „Eine Kindheit“ (damals unter dem Titel „Freitagskind“) veröffentlichte, schon einen Plan betreffend die ganze Serie gemacht hätte, würde ich diesen Ruland, wie in den klassischen Entwicklungsromanen, die möglichen Ideen und Stadien des Verhaltens zur Welt der Reihe nach haben erleben lassen, indem er z. B. Militarist, Pazifist, Kommunist und zuletzt Individualist gewesen wäre. In diesem Sinn jedoch hat Ruland keine Entwicklung.

Vielmehr ist er von Anbeginn, was er immer schon war, nämlich der, der dem programmhaften Miterleben der Zeitgeschichte eine andersgeartete Haltung entgegensetzt. Das Wort Haltung ist in diesem Zusammenhang wichtig, weil es darauf verweist, worauf es mir ankommt: nach der heute so gepriesenen Dynamik der Verwandlung wieder von der Statik zu sprechen, von der Statik der in sich gegründeten Persönlichkeit, die den Mut hat, in dieser Epoche der Organisation und des heißen Tuns gelassen in sich zu wurzeln.

Ich kann es auch so ausdrücken: Ruland geht an den Zeitphasen vorüber, nicht in dem Sinn, daß er sie nicht merkt, sondern in dem Sinn, daß er an ihnen wie an einer Plakatwand entlangwandelt – nah genug, um von den Phasen berührt zu werden, fern genug, um bei ihnen nicht hängen zu bleiben. Denn man soll, würde er es umschreiben, an nichts Zeitlichem hängen bleiben, nicht ganz identisch mit ihm werden.

Woraus sich ergibt, daß dieser Ruland ein heimlicher Metaphysiker ist, der auf eine besondere europäische Weise, als Wanderer, das tut, was Buddha tat: den Eifer der Aktivität zu relativieren. Auch Buddha gehörte zu den „Egotisten“, die nicht glauben, daß man sich vollenden kann, wenn man die Menschenwelt durch kollektives Bemühen, durch organisierte Tat, zu vollenden sucht. Das „Göttliche“, das Wesentliche kommt beim

kollektiven Bemühen zu kurz, denn die Tat führt fort vom Zentrum, von den Quellen des Lebens, wo alles noch tief ist.

Es ist das ohne Zweifel eine Lehre, die für den amerikanisierten Menschen zu hoch, zu befremdend sein dürfte. Aber ich wüßte nicht, was dem Europäer übrig bliebe, um etwas zu sein, wenn er nicht mehr auf dem Geistigen, dem Seelischen besteht und es im heiligen Bezirk der Persönlichkeit verwaltet.

-3 Zuse

Man wird finden können, daß ich diese metaphysische Haltung niemals direkt ausgesprochen habe. Sie steht zwischen den Zeilen, sie bildet die Atmosphäre, in der Ruland lebt. Sie läßt sich nur aus seinen Handlungen erschließen, nur indirekt aus seinem Temperament.

Denn er besitzt ein ihm eigentümliches Temperament; er ist nicht etwa, wie manche, denen dieser Typ unverständlich blieb, erklärten, ein konstruierter Vorwand für die Entwicklung von Ideen. Ich selber finde ja, daß die so beliebten Romanfiguren der moralischen Bohrer, der ethischen Ankläger, der Zerknirschten und zu irgendeiner Revolution Auffordernden, weit eher konstruiert sind, weit eher als Vorwand herhalten müssen.

Ich weiß auch nicht, ob sie dichterischer sind. Jedenfalls sind sie nicht so künstlerisch konzipiert wie der Ruland. Künstler nenne ich den, der die Rundheit, die Vollheit der so widerspruchsreichen Welt ruhig, duldsam und ohne plumpe Eifern betrachtet, der die Gegensätzlichkeit liebt und der ahnt, daß die Aufsplitterung der Dinge schon die höhere Harmonie ist.

Der Ethiker, der im Grunde den lieben Gott für einen Mann im Zustand des schlafenden Homer hält und ihm seine eigene Tatkraft zur Verfügung stellt, ist gewiß kein Künstler. Und sehen Sie, dieses künstlerische Element ist es, das Goethe für mich so groß macht. In Deutschland kommt jede Woche ein Buch auf den Markt, worin der Unterschied zwischen Dichter und Schriftsteller untersucht wird. Niemals fällt darin das Wort Künstler, das jenem in meinen Augen zu philiströsen Entweder-Oder einen neuen Gesichtspunkt hinzufügen würde.

Philiströs: alles Ausspielen von Gegensätzen, derart, daß das eine Extrem das alleinseligmachende sein soll, ist mir verdächtig. So auch die programmatische Ästhetik, die der deutschen Pedanterie entspringt. Wenn ich derlei lese, ziehe ich mich in meine Sphäre zurück, die mir viel naiver zu sein scheint.

Was immer einen Menschen beschäftigt, ist nach meiner Meinung geeignet, Thema der Darstellung zu sein. Und nicht nur Thema, sondern auch Mittel der Darstellung. Ich habe so keine Angst vor dem Geistigen, nur gewisse Leser und Kritiker haben das. Ich finde recht oft die Sucht, die grundsätzliche Sucht deutscher Dichter, nur den naiven Menschen zu schildern, einfach unmöglich. Als ob wir noch naive, gebundene Leute wären. Man hält sich künstlich primitiv – wie raffiniert ist das doch.

Alle diese Autoren beziehen sich auf Hamsun. Hamsun ist prachtvoll. Aber in der Wirkung verstärkt er unsere Neigung zum – unerlaubt – Einfachen, das unseren Zuständen nicht mehr entspricht. Wenn ich einen Band Hamsun gelesen habe, empfinde ich die größte Genugtuung bei dem Gedanken, daß es auch das Geistige noch gibt. Das Geistige ist der Vater oder das Kind der Freiheit, der Bewältigung. Ich glaube, daß der zu grob gehandhabte Unterschied zwischen Bewußt und Naiv nicht mehr brauchbar ist.

Man wird beide Begriffe auf eine andere Ebene verlegen müssen. „Bewußt“ wäre da das Unvermögen, sich vom Erleiden freizuhalten; Naiv wäre die Gelassenheit, mit der man alles, was uns beschäftigt, als selbstverständlich hinnimmt und sich nicht den Kopf zerbricht, ob man auch ja dichterisch wirkt. Naiv ist also auch die erwähnte Sorglosigkeit der Wahl der Mittel. Da wir Wesen sind, die zwar mit den Wurzeln im Unbewußten, aber mit dem Haupt im Bewußten leben, so erscheinen mir Leute, die Angst vor dem Bewußten haben, als Leute, die Angst vor ihren eigenen Möglichkeiten haben. Ohne Zweifel liegt hier der Grund, weswegen ich Schriftsteller, die nur das Poetische gelten lassen wollen, als kleine Leute empfinde.

Zur ^{5. Zeit}Zeit, als der zweite Band der Serie als „Ruland“ erschien, mitten in der Inflation, war bei uns schlechteste Zeit für einen solchen Außen-seiter, der mit kurzen Bewegungen so viele todernst genommene Verkrampfungen sozialer, politischer, ethischer Natur abtut und sich dadurch charakterisiert, daß er viele Zeitwerte ablehnt, nicht bei ihnen verweilt – eine Herrenhaltung, die an den künstlerischen Sinn appelliert, nicht an den dogmatischen.

Was man ihm vorgeworfen hat, daß er zeitlos sei, ist seine Tugend. Wenn man will, habe ich meine besondere Idee vom Ewigen, vom ewig Sieghaften der inneren Jugend, die nur deshalb nicht mit Verachtung von den Ver-

suchen, die soziale Frage zu lösen, spricht, weil es eine um unsrer aller Ohnmacht wissende Verachtung ist, also eine insgeheim demütige.

Im Schlußband führt diese „Verachtung“, die ich wohl besser in Anführungsstrichchen setze, zu der Haltung des „Freundes aller Welt“; sie fühlt mit allen und hält sogar von sich selber Abstand.

Wer im Kommunismus oder in irgendeiner anderen Verschreibung ans Kollektive, z. B. dem Nationalismus, etwas Ungeheures sieht, wird die weit engere Basis, auf der der Ruland steht, für unbedeutend halten müssen. Auch seinen Aristokratismus, seine höfliche und undemagogische Gesundheit, seine Instinkthaftigkeit.

Ich las neulich in Keyserlings Europabuch mit besonderem Interesse das Kapitel über England. Keyserling weist darin den Engländer als den nach, der mit dem Instinkt urteilt und handelt. Auf den ersten Blick mag das gewagt erscheinen, wenn man etwa an das Schlagwort von der englischen Kälte denkt. Aber die Formel ist vortrefflich. Die englische Gelassenheit erklärt sich aus der Sicherheit, die das Vertrauen auf den Instinkt verleiht; auch ist der Instinkt ja nichts Mystisches, sondern das Ergebnis ordnender Erfahrung.

Ich erwähne das hier, weil ich mich wahlverwandt mit der englischen Haltung fühle. Es besteht in meiner Familie eine Überlieferung, daß wir via Hannover aus England stammen; aber ich will es bei der Wahlverwandtschaft bewenden lassen. Meine Vorstellungen von der vernünftigsten Gestaltung des Lebens sind englisch. Sie betreffen Haltung, Lässigkeit und wohlbegründbare Nüchternheit.

Diese Grundveranlagung nun – es ist auch die meines Ruland – hat es im deutschen Milieu nicht leicht gehabt, sich zu behaupten. Auch habe ich von der deutschen Seite her, ich möchte sagen: die Universalität mitbekommen. Das führte zu weiten Umwegen und einer komplizierten Anlage, mit anderen Worten zu meinen spezifischen Spannungen, über deren Mangel ich mich nicht beklagen kann.

Nun, es lebe die Spannung, die Kompliziertheit und was dazu gehört, Hemmungen einbegriffen. Das Denken, die Handhabung der geistigen Mittel, widerspricht ja zunächst dem oben erwähnten Instinkt, der seinem Wesen nach nicht denkt, sondern Urteile und Wertgebungen aus der Gnade des Unterbewußten empfängt. Wenn jedoch die Umwege erst gegangen sind, wird die Grundanlage um so energischer die Führung übernehmen.

Ich habe einige Romane des Umweges geschrieben, gegen Ende des Krieges und nachher. Es war begreiflich, daß man dann auch den Band „Ruland“ dazurechnete, d. h. einem instinktsicheren Wanderer die Etikette der Reflexion anklebte. Man hat jedoch nun die Möglichkeit, das Urteil zu revidieren, indem man nämlich der Reihe nach „Eine Kindheit“, „Ruland“ und „Freund aller Welt“ liest.

Man wird danach verstehen, warum ich die Zeit zwischen dem achtundzwanzigsten und dem zweiundvierzigsten Jahr meines Helden nicht dargestellt habe. Es sind die Jahre seiner größten Entfernung von den Menschen, von der Gemeinschaft, und die Jahre, in der er seine Außenseitigkeit, wie sich das in den reiferen Jahren gehört, als Problem oder Problematik empfindet.

Im Schlußband ist er im wirklichen und im tieferen Sinn ein Zurückkehrender. Die Buddhajahre liegen hinter ihm, sie haben ihn endgültig geformt und freigemacht: frei zum ruhigen Ausgleich zwischen seinem Individualismus und der in der Gemeinschaft geltenden Forderung der Teilnahme.

Ich denke, dieser späte Ruland ist magisch unwittert von allen Fernen des einsamen Individuums, ohne daß darunter die Bestimmtheit seiner zeitlichen Form leidet. Ich glaube die so schwer darstellbaren Hintergrundsgefühle anklingen zu lassen. Ebenso den Pessimismus, die tragische Lebensstimmung nur eben zu erkennen zu geben. Denn eines der neuen und bedeutsamen Ergebnisse unsrer Zeit besteht in der Wiederherstellung der Tatsache, daß alles Große, alles Persönliche pessimistisch fundamiert ist: eine Wahrheit, von der die Religionen einmal in ihrer schöpferischen Periode wußten.

Auch das ist für Amerika zu hoch, nicht aber für uns. Optimismus, Energie, Wille zur Form wachsen aus dieser pessimistischen Schicht, wo der Riß, der durch die sinnlich-geistige Welt geht, empfunden wird.

5 Zeile

Eine der liederlichsten Verwechslungen, denen ich bei denen, die mich ablehnen, begegnet bin, ist die, die zwischen Geist und Intellekt nicht sauber zu unterscheiden weiß. Ich werde später einmal hier untersuchen, was der Geist ist. Mit dem Geist kann man schöpferisch sein; der Intellekt reicht nicht einmal zu einer andauernden Produktion. Man mag von mir ruhig sagen, daß ich mit dem geistigen Pferd fahre, vorausgesetzt, daß man nicht vergißt hinzuzufügen, daß ich daneben das vitale angespannt habe.

Wie ich es an anderer Stelle ausdrückte: ich schiebe meine geistigen Bastionen nie vor, ohne die sinnliche Flanke gedeckt zu haben. Meine Anlage — ich empfinde sie als Glück — ist so, daß auf eine geistige Zeit automatisch eine sinnliche folgt, und umgekehrt. Wenn ich es mir materiell leisten könnte, würde ich es immer so halten, wie ich es öfter hielt: nach einem Roman ein philosophisches Buch zu schreiben. Wobei ich allerdings zu sagen habe, daß ich Philosophieren für nicht so ausgiebig halte wie Formen.

Ich bin nun lange genug in der Literatur, um den Wunsch zu äußern, daß ich das dumme Wort Intellektuell nicht mehr zu hören brauche. Man drückt damit im Grunde nur aus, daß ich Bücher schreibe, die auf einem anderen Niveau liegen als dem der bloßen Poeten. Die Schlagworte erben sich im literarischen Betrieb fort, einer übernimmt sie vom anderen.

Was für ein suggestibles, bequemes Wesen der Mensch ist, habe ich für meine Person gemerkt, so oft ich ein Paket Kritiken zur Hand nahm. Ich kann mich z. B. darauf verlassen, daß von zehn Besprechungen vier mit dem Wort „der kluge Flake“ beginnen (wogegen ich nichts einzuwenden habe), ebenso wie ich zwanzig Jahre lang der „junge Elsässer“ war.

Wer meine sinnliche Dominante nicht sieht und die geistige vorschiebt, müßte doch, sollte man meinen, stutzig werden, wenn er bedenkt, daß in meinen Büchern auch Frauengestalten vorkommen, solche nämlich, die erlauben, von mir zu sagen, daß ich einen Unterrock wehen lassen kann. Das Bild ist nicht mehr zeitgemäß, aber klar.

Meine Frauen haben gewiß eine weibliche, und das ist immer eine vitale Atmosphäre. Sie sind gar nicht geistig, und falls sie einmal, wie die Grete Geest der letzten Romane, einen intellektualistischen Zeiteinschlag haben, werden sie so gezeichnet, daß über meine Auffassung von den Gefahren dieser Umformung kein Zweifel besteht. Wenn einer Frauen gestalten kann, dann ist er sicher nicht einseitig geistig.

6. Seite

Ganz bemerkenswert ist nun, daß ich trotzdem weit davon entfernt bin, ein Liebling der weiblichen Leserschaft zu sein. Diese Tatsache wäre verständlich, wenn ich die Frauen mit männlichen Augen sähe — was nur heißen kann, daß man sie falsch sieht; davor bewahrt mich meine Sensibilität, die ja dem weiblichen Teil im Mann entspricht. Der Grund muß anderswo liegen.

Ich will nicht so ironisch sein und behaupten, daß ich eben wegen meines Blickes für Frauen den Frauen unbequem bin, etwa weil, wer sich in einen anderen versetzen kann, auch von seinen Geheimnissen, seinen Schwächen und verdeckten Untergedanken weiß. Unbequem wird einer vielmehr, und so geht es mir, erst dann, wenn er ungeachtet der Wärme, mit der er von den Frauen spricht, sachlich bleibt, also gewissermaßen nicht noch als Dreingabe ein wenig Verzückung, ein wenig oder am liebsten recht viel Lyriismus bewilligt.

Es ist so angenehm, sich auf den Altar gestellt zu sehn. Ich vermute, daß die Frauen die Psychoanalyse, die ebenfalls sachlich vorgeht, für eine ganz abscheuliche Erfindung halten; es sei denn, daß sie von ihr den Freibrief fürs Ausleben erwarten.

Meine Männer gehören nicht zum Stamme derer, welche sterben, wenn sie lieben. Sie sind so männlich, daß sie es sogar ablehnen, sich von der Frau erlösen zu lassen, was eben bedeuten würde, daß man die Erlöserin zur Gottheit erhebt. Sie sehen die Frau im Zusammenhang der Natur, nicht als Spitzenerscheinung, und das macht die Frauen mißtrauisch. Denn es kommt da einer und spricht mit einer kühl-höflichen Verbeugung vor der Emanzipation davon, daß Zunahme der Freiheit nicht das Glück garantiert, daß auch die Frau der Tragik aller Wesen untertan ist und bleibt.

Zweimal, in „Der Gute Weg“ und in „Freund aller Welt“, habe ich dasselbe Mittel benutzt, um darzustellen, daß ein Mann, wenn er eine Frau durchschaut und bestimmte für ihn wesentliche Eigenschaften an ihr vermißt, im besten Fall ein erotisches Verhältnis eingeht, die Bindung aber ablehnt. Zufällig oder nicht zufällig handelt es sich beide Male um eine Schauspielerin, gegen die er seine Überlegenheit und seine Freiheit wahr.

Im zweiten Fall kommt die Rücksicht auf seine eigene Frau hinzu, aber so, daß ich ihn auf der Schneide zeige: würde die Schauspielerin ihn tiefer fesseln, würde er vermutlich nicht seiner Frau die Treue wahren. In dieser Weise zeige ich oft die Labilität der sogenannten moralischen Entscheidungen.

Ich erinnere mich noch, wie mir, nach dem Erscheinen des ersten Bandes der Serie, gesagt wurde: Sie müssen mit mehr brauner Soße anrichten, wobei man sich auf die Erfahrung und die Kenntnis des Publikums berief. Jene Mitteilung hat Eindruck auf mich gemacht, aber ich habe sie nicht befolgt. Dabei ist die Gefühlslage dieses ersten Bandes noch viel milder als die der folgenden.

Arthur
Eloesser
sagte:

Vermutlich hat jeder Gestalter eine bestimmte Vorstellung der Haltung im wörtlichen Sinn, die er im Augenblick der Produktion einnimmt. Der eine wird fühlen, daß er sich der Welt im schrägen Winkel des Entgegenkommens zuneigt; der andere — so ich —, daß er im senkrechten Winkel auf ihr steht.

~~8~~ Zeile

Die Idee zu der Serie kam mir beim zweiten Band. Ich änderte den Namen Berger aus dem „Freitagskind“, der mir nicht gefiel, in Ruland. Im dritten und vierten Band setzte eine neue, erweiterte Taktik ein. Da ich mehr Wert auf den reifen als den mittleren Ruland legte, beschloß ich, ihn zunächst nicht mehr auftreten zu lassen, d. h. auf Reisen zu schicken, variierte ihn aber in zwei Gestalten gleicher Grundlage, wenn auch nicht gleicher geistiger Spannung, dem Gregor des „Guten Weges“ und dem Neuhöwen der „Villa U. S. A.“

Beide legte ich auch in den äußeren Verhältnissen als Außenseiter der deutschen Welt an. Beide sind Auslandsdeutsche und kommen, distanziert und umgeformt, erst als erwachsene Menschen auf Besuch nach Deutschland. Ich muß Korrekturen am deutschen Menschen anbringen; ich muß mir ihn sozusagen schmackhaft machen, indem ich ihm Züge mitgebe, die er durch Inzucht nicht erlangt.

Ich zeichne ein Zukunfts- und Wunschbild. Ich mache ihn freier, europäischer, als er ist, und deshalb lasse ich ihn gern aus der außerdeutschen Welt kommen. Ich selbst bin ja im Elsaß als eine Art Auslandsdeutscher aufgewachsen, in vielem, was zu den Charakterzügen des Kaiserreichs gehörte, anders, modifiziert.

Ich hoffe, daß man mein Bekenntnis nicht falsch auffaßt und nicht an meinem Zugehörigkeitsgefühl zweifelt: in Deutschland selbst stellte sich bei mir bisweilen das Empfinden ein, in die Provinz von Europa geraten zu sein. Ich mochte den spätfeudalistischen Geist nicht, fand ihn um dreihundert Jahre verspätet und hatte analoge Gefühle angesichts der seelischen Zustände, angesichts einer ebenso tiefen wie kleinbürgerlichen Seelichkeit.

Noch heute habe ich das positive Verhältnis zum deutschen Menschen im Ausland oder in den Grenzländern. Meine Liebe, auch zu den Menschen als solchen, verringert sich mit schwindender Distanz und vergrößert sich mit abnehmender Nähe.

Aber sprechen wir wieder von den beiden Figuren Gregor und Neuhöwen. Sie variieren also den Distanzmenschen Ruland. Offenbar war

mir dort, wo die Entscheidungen betreffend Stoffwahl und Stil und Ideal fallen, der Typus so wertvoll, daß ich immer wieder auf ihn zurückkam. Ich meine den Typus dessen, der sich durch die Umwelt, die Erlebnisse und selbst die Liebe nicht zersetzen läßt; im Notfall steht er gegen die ganze Welt.

In den niederen Sphären der Anwendung kann man das Trotz, in den höheren Unbeirrbarkeit nennen. Oder: in der Spannung Härte, in der Entspannung Gelassenheit. Das Freiheitsgefühl dieser Gestalten ist so groß, daß sie als ausgeprägte Protestanten gelten dürfen.

Ich weiß noch gut, wie ich mir sagte, daß ich ihnen, um ihre Unabhängigkeit glaubhafter zu machen, Wohlhabenheit mitgeben müsse. Was den reichen Parris der beiden letzten Romane betrifft, so war ich, bei einer Nebenfigur, einer Laune willfährig und führte den Dollarmillionär ein, dem ich im Leben noch immer nicht begegnet bin: ich würde ihn sofort für meine Pläne interessieren, unter anderem ihn die Zeitschrift finanzieren lassen, die er am Schluß der Serie Ruland ermöglicht. Aber auch für die Organisation der geistig betonten Menschen innerhalb Europas, die heute ein so unsichtbares Leben führen und sich überflüssig vorkommen. Ruland selbst ist im ersten Band arm, in den folgenden lebt er von der Hand in den Mund, und im Schlußband hat er gerade sein Auskommen. Soviel als Antwort auf die Frage, die mehr als einmal in Briefen an mich gerichtet worden ist, weshalb ich zu Helden nicht Leute wähle, die ebenso schwer um ihre Existenz ringen, wie heute die meisten; es sei doch verdienstvoller, kämpfen zu müssen und dabei das Interesse für die höheren Dinge zu wahren.

Ganz recht, es ist auch noch nicht aller Tage Abend. Aber maßgebend ist der Gesichtspunkt, daß ein Roman, um impulsgebend zu sein, in Nebensächlichkeiten, wie dem Portefeuille seiner Helden, einen gewissen Spielraum haben darf. Im übrigen gebe ich zu, daß mich – völlig bewußt, ja absichtlich – die Schicht des gesicherten Bürgertums am meisten interessiert. Und zwar deswegen, weil sie noch immer für geistige, wissenschaftliche, kulturelle Pflege den günstigsten Boden abgibt.

Ich muß betonen, daß das, bei mir wenigstens, keine reaktionäre oder unsoziale Ansicht ist und nicht im geringsten lieblosen Programmen dienen will. Ich sage mir nur, daß in den aufstrebenden Schichten der einzelne zuviel mit den machtpolitischen Problemen zu tun hat, um Energie für die geistigen Werte freizumachen, und daß die Schichten, die sozial über dem

Bürgertum stehn, als Nutznießer des kapitalistischen Systems für den Ernst der geistigen Auseinandersetzung verloren sind.

98 Zeile

Ich komme auf die Variierung des Grundtypus Ruland zurück. Sie führte zu dem Gedanken, eine physische Verwandtschaft unter den Varianten festzusetzen. Dieser Einfall erwies sich als recht ergiebig. Er erlaubte mir, einen modernen Mythos einzuführen. Entdeckt eine Sippe von jungen Männern und Frauen, die sich als Wahlverwandte fühlen, daß sie zugleich noch blutsverwandt ist, so stellt sich etwas ein, das heute so oft gesucht und so selten gefunden wird: eine Bindung, das Gefühl, daß Bindung noch möglich ist.

7. zweiten

Ein einzelner, der auf die Welt in einer bestimmten Form reagiert, ist ein Vereinzelter. Wenn er aber Mitglied eines Kreises wird, in dem seine Form der Reaktion allen gemeinsam ist, zumal eine Form, die gegen den Kollektivtypus der Zeit steht, dann wird diese Grundanlage aus etwas Zufälligem zu etwas Bedeutsamem, und es stellt sich das Gefühl ein, daß man Einfluß gewinnen müsse, damit die Werte, von denen man zu wissen glaubt, nicht verloren gehn – kurz es stellt sich das Gefühl ein, daß man „etwas zu sagen habe“.

Auch der Leser der Serie merkt dank dem Kunstgriff der Wiederholung, daß Ruland nicht als ausgefallenes Individuum, sondern als Prototyp einer Meinung vom Leben gezeichnet werden sollte. Daher die genealogischen Kapitel in „Freund aller Welt“, wo die Nachkommen eines Ruland von 1750 den mystischen Schauer der Vererbung empfinden. Die darauf vorbereitenden Kapitel stehn in „Villa U. S. A.“.

Eine dieser Varianten nun, den jungen von der Aue, lasse ich erst spät zum Kreis seiner Verwandten finden, vorher aber ihm widerstreben. Er weicht von ihnen ab durch einen so verstärkten Individualismus, daß er mit einem Fuß schon im Lieblosen, Vereisten und Erstarrten steht. Wenn man das Lob des Individualismus schreibt, muß man auch seine Gefahr aufzeigen.

Auch das ist ein Kunstgriff. Seine Vorteile liegen auf der Hand. Die Rückendeckung des individuellen Menschen ist das Unsoziale, das Böse, das Widerstrebende. Diese Neigungen liegen also auch in Ruland, was ich nicht verschweigen durfte, wenn ich nicht die Werbekraft meines Helden verringern wollte.

Die Fabel ist so angelegt, daß die um Ruland Gelegenheit haben, diesen Vetter von der Aue moralisch zu verurteilen. Sie tun das, dann erkennen sie, daß er zu ihnen gehört, und unternehmen es, ihn in ihren Kreis zu ziehn. Sie bekennen sich damit zu sich selbst, ohne doch die Abneigung des Lesers, die von der Aue sicher ist, auf sich zu laden.

Von der Aue bleibt auch nach seiner Bekehrung noch immer der luziferische Mensch, der fragt, warum man gut sein müsse in einer Welt, die darauf keine absolut zwingende Antwort wird geben können. Es handelt sich um eine Differenzierung derselben Anlage nach links und rechts, damit der Kreis des Möglichen sich schließe und damit von links ein Licht auf rechts falle, und von rechts auf links.

Diese Differenzierung interessiert mich mehr als die robusten Werte, denen meine Gegner im kollektivistischen Lager anhängen, oder als die poetische Nachschöpfung der Welt, die mir an sich nicht fremd wäre, aber unsouverän zu sein scheint. Ich muß das wohl noch etwas näher erklären.

109 *Zeile*

Man kann die Existenz des rein dichterischen Menschen viel stärker rechtfertigen, als der den realen Beschäftigungen, der Gestaltung der Welt dienende Mensch der Tat glaubt. Im Reich der Tat oder der Nützlichkeit kommen Dinge zu kurz, die es gibt, die Schönheit, die Empfindungen, die Hingegenheit und das Lauschen auf das Göttliche.

Aber nun ist es merkwürdig, daß uns heute das, was der dichterische Mensch zu sagen hat, auch nicht mehr befriedigt. Es ist zu simpel, um mich kurz zu fassen. Die Welt ist ja nicht nur gut oder schön oder ein Ding im lyrisch faßbaren Zustand. Der Dichter ruft den Eindruck des Infantilen hervor, sobald er nämlich gar nicht „anders kann“, nur diese eine Haltung hat. Wer nicht voreingenommen ist, mache die Probe etwa bei Hamsun: er hält es in der Monotonie nicht aus.

Das ist das eine; wir wollen nicht mehr bloß das Poetische hören, also im Grunde nicht bloß das Lob der Schöpfung. Damit aber komme ich bereits auf das zweite, das hier zu sagen ist: wir nehmen die Welt nicht mehr hin. Entweder packen wir sie tätig an, um sie umzugestalten -- das ist die Rechtfertigung des unpoetischen Menschen --, oder wir nehmen sie, unserer Selbständigkeit bewußt, aufs Korn: und das ist die Rechtfertigung des Geistes.

Der Geist ist die Umschöpfung, die Umfüllung der Welt vom Unbewußten ins Bewußte. Ich muß leider diesen Begriff Bewußt benutzen, obwohl er Gefahr läuft, falsch verstanden zu werden. Besser würde ich vielleicht sagen: wir vertauschen, seitdem es eine Geschichte gibt, den Standpunkt im Zentrum der Dinge, eben den naiven, mit dem, der außen oder über den Dingen liegt.

Der Geist ist kritisch, und noch mehr als das. Er leistet Widerstand, er reinigt das Pathos. Er hilft dem Menschen, langsam, Generation um Generation, Kräfte zu sich hinüberzuziehen, denen eine dem Menschen eigentümliche Fähigkeit entspringt, das Leben, das da ist und sich ablebt, noch einmal zu leben, wissender, vorsichtiger, kritischer meinetwegen, aber gewiß auch tiefer.

Wir urteilen über das, was ist, wir nehmen nicht mehr unbesehen hin, wir öffnen einen geheimen Zwiespalt, der in der Welt durchgehend wirkt. Wir finden eine neue Rührung, wenn wir die naive Hingabe durchschauen. Wir bringen Perspektiven in das Geschehen, und wenn wir ärmer an unkritischem Glauben werden, so doch nicht an Erschütterungen.

Ich muß das betonen, damit man mein Bekenntnis zum Geist nicht auslegt als Bekenntnis zum zersetzenden Kritizismus. Wohl aber ist es ein Bekenntnis zum Abstandnehmen, zum wägenden Blick. Und wo das fehlt, da fehlt dem Roman, jedem Kunstwerk, der geistige Einschlag.

Ein poetischer Mensch kann heute höchstens sein Gefühl geben, und das ist zu wenig, weil nicht nur die Intelligenz zunahm, sondern auch die sensible Empfänglichkeit. Ein Poet wird nachgerade ein Wiederkäufer; wir kennen, was er zu sich nimmt und von sich gibt, es imponiert uns so wenig wie das, was der Pfarrer zu sagen hat. Will der poetische Mensch mehr als Gefühl geben, versucht er, sogenannte Milieus darzustellen, so scheidet er daran, daß er in den meisten Milieus nicht zu Hause ist und töricht von Sachen spricht, die der Kenner des Milieus besser beherrscht.

So bleibt fortan nur der Geist. Wer ihn besitzt, hat noch etwas Neues zu sagen, hat noch neue Gesichtspunkte zu zeigen, wird noch von den Mitmenschen als wertvoller Teil des Ganzen betrachtet. In der Welt der Gefühle ist nichts mehr zu entdecken, nur noch in der Welt des Geistes, weil da allein noch, interessierend, gezeigt werden kann, wie man auf Leben und Dinge reagieren mag.